

Honey Peppa

Tales of Somnia 1

Dystopia

Impressum

© 2021 Honey Peppa

Honey Peppa
c/o AutorenServices.de
Birkenallee 24
36037 Fulda

Es werden unter dieser Adresse keine Pakete angenommen.

honeypeppa@web.de
www.honeypeppa.de

Lektorat/Korrektorat: M. Orth

Umschlaggestaltung: Honey Peppa.
Coverfoto: © Pixabay.com, Hilary Clark.

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen und die Einspeicherung in elektronische Systeme.

ISBN: 9798748421423



Evaine – Diebstahl

MEINE AUGEN WAREN SO SEHR auf den schmalen Trampelpfad fixiert, dass ich die feinen Metalldrähte, die direkt neben meinem rechten Fuß wie das Grünzeug einer Möhre aus dem Boden ragten, beinahe übersehen hätte.

Oh, verdammt, eine Antipersonenmine! Eiskalt lief es mir den Rücken herunter. Das war knapp gewesen!

Ich hielt die Luft an und hob dann so langsam ich konnte meinen Fuß, machte einen riesigen Schritt und ging weiter. Erst als ich mich einige Meter entfernt hatte, blieb ich stehen und atmete durch.

Antipersonenminen, auch APMs genannt, waren eine der gemeinsten Erfindungen aus dem letzten Krieg, der unsere gesamte Welt, Somnia, überzogen hatte. Sie sahen im ersten

Moment harmlos aus, aber sobald ein Mensch auf eine solche Mine trat, flog sie zunächst einen Meter hoch, bevor sie auf Höhe des Torsos detonierte und den betreffenden Menschen vollkommen zerfetzte. „Überlebenschance Zero“ nannten wir das.

Als es noch eine Schule gab, hatte ich natürlich alles über die Waffensysteme des letzten Krieges gelernt, da man ihnen außerhalb unserer Siedlungen noch oft genug begegnete und sie erkennen können musste.

Deshalb gab es in der Schule auch ein Fach Waffenkunde, das uns über die wichtigsten Technologien unterrichtete, mit denen man Menschen zu töten vermochte. Hier lernte man beispielsweise, Minen aufzuspüren, zu entschärfen oder sonst wie unschädlich zu machen, sollte eine Entschärfung nicht möglich sein, und auch in der Wildnis zu überleben sowie einen Gegner zu entwaffnen.

Obwohl alle Kinder und Jugendlichen meines Alters sich damit zumindest teilweise auskannten und auch wussten, wie man sich selbst dekontaminierte, wagte es selten jemand, sich von den gesicherten Wegen zu entfernen. Zu groß war die Gefahr, dabei zu sterben.



Ich bog den Zweig eines Baumes zur Seite, der mitten in den Trampelpfad hineinragte, auf dem ich mich in den dichten Wald vorkämpfte, und versuchte zu erkennen, was vor mir lag. Soweit wie heute war ich noch nie gekommen.

Ich rückte den alten Armeeparka zurecht, dessen Ärmel mir viel zu lang waren und der einmal meinem Vater gehört hatte, bevor dieser verschollen war.

Meine Augen verengten sich, als ich in der Entfernung eine Bewegung wahrzunehmen glaubte, doch ein zweiter Blick in diese Richtung enthüllte nur ein altes, zerbrochenes Flugzeugwrack, das zwischen den Bäumen im Herbstlaub stand.

Die Bewegung war wohl von einer löchrigen Decke verursacht worden, die über einem Teil des Flugzeugs hing und im Wind flatterte.

Was für ein Fund! Ich konnte kaum glauben, was ich da entdeckt hatte. Das musste ein altes Versorgungsflugzeug sein!

Als ich näherkam, erkannte ich, dass das Flugzeug in der Mitte durchgebrochen war und die Decke über dem Loch hing, welches das Hinter- vom Vorderteil trennte.

Ich musste mich geradezu zwingen, auf den Weg konzentriert zu bleiben, um auf den letzten Metern nur ja keinen Fehler zu begehen. Am liebsten wäre ich quer über den Waldboden direkt zu dem Wrack gesprintet, doch eine solche Aktion konnte tödlich enden. Keinesfalls durfte ich den Weg verlassen!

Meine Augen richteten sich wieder auf den Boden und als sich außerhalb meines Blickfeldes erneut etwas bewegte, riss ich ruckartig den Kopf hoch.

Nichts. Nur die blöde Woldecke.

Langsam beruhigte sich mein Puls wieder und ich senkte nochmals den Kopf, um den Boden nach Minen abzusuchen. Dann hatte ich endlich den laubbedeckten Bereich vor den Trümmern erreicht und konnte die Woldecke anheben, um in das Flugzeuginnere zu spähen.

Moderige Luft schlug mir entgegen und nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erkannte ich ein kleines Cockpit zur Linken, in dem maximal drei bis vier Personen Platz gefunden hätten. Zur rechten Seite war es so dunkel, dass ich nichts sehen konnte.

Deshalb zog ich mich an der aufgesplitterten Außenhülle des Flugzeugs hoch und kletterte kurzerhand in das Innere. Die übergroßen Armeestiefel meines Vaters machten ein lautes Geräusch, als sie auf dem Metallboden aufschlugen und erschrocken zuckte ich zusammen.

Hatte mich jemand gehört? Mit pochendem Herzen lauschte ich in die Stille. Doch es blieb ruhig. Glück gehabt.

Hastig begab ich mich in das Heck des Flugzeugs und zog eine Taschenlampe aus der Beintasche meiner zerschlissenen Cargohose. Mein Mund blieb mir offenstehen, als ich sah, welche Schätze der Lichtkegel meiner Lampe da erfasste.

Irgendwer hatte sich in dem Transportflieger eine Art Behausung eingerichtet!

Vor einem zerbrochenen Fenster befand sich sogar ein alter, gusseiserner Ofen, dessen Abzugsrohr durch die Öffnung ins Freie führte. Daneben lag ein Haufen Woldecken auf einer Matratze auf dem Fußboden.

Die Schätze aber befanden sich an der hinteren Wand. Hier hatte der ehemalige Bewohner dieser improvisierten Unterkunft ein Regal angebracht, das bis unter die Decke mit gestapelten Konservendosen gefüllt war!

Ich konnte mein Glück kaum fassen. Das musste der beste Tag des Jahres sein!

Mein fadenscheiniger, grüner Rucksack fiel mir von der Schulter, während ich auf das Regal zustürzte und so viele Dosen herausnahm, wie ich gleichzeitig halten konnte. Fiebrig riss ich den Rucksack auf und packte die Dosen ein. Hoffentlich würde der dünne Stoff nicht reißen.

Ich war kaum in der Lage, meine Gier zu beherrschen. Eine solche Anhäufung leckerer Sachen hatte ich seit Jahren nicht gesehen. Pfirsiche, Birnen, Erbsen- und Linsensuppe.

Ich versuchte, die verblichenen Etiketten zu lesen und nahm so viele Dosen heraus, wie ich tragen konnte. Das hier war unbestritten das Paradies auf Erden!

Gerade beugte ich mich über den Rucksack, um noch eine weitere Dose hineinzupressen, die einfach nicht passen wollte, als ich plötzlich einen kalten Luftzug an meiner Wange spürte, dann warf sich ein riesiger Körper über mich und presste mich gewaltsam gegen das Regal.

Meine Taschenlampe wurde mir von der Wucht des Schlages aus der Hand geschleudert und rollte über den Boden davon. Zwei muskulöse Hände fuhren die Taschen meines Parkas

entlang, hielten an meiner Taille kurz inne und tasteten dann meine Beine nach Waffen ab.

Während all dem sagte mein Angreifer kein Wort und drückte mein Gesicht schmerzhaft gegen das Regal.

Zu guter Letzt riss der Unbekannte die grüne Armeemütze von meinem Kopf und mein verräterischer, aus vielen kleinen Rastazöpfen bestehender, blonder Pferdeschwanz fiel über meine Schulter nach hinten.

Der feste Griff um meinen Körper lockerte sich ein wenig und ich schöpfte schon Hoffnung, mich befreien zu können, als der Angreifer plötzlich meine Hände packte und hinter meinen Rücken mit einem Stück Stoff aneinanderzubinden begann.

Ich biss die Zähne zusammen, um nicht vor Schmerz laut aufzustöhnen, doch mein Widersacher schien es trotzdem gemerkt zu haben, denn er meinte mit tiefer Stimme: „Diebe haben nichts Besseres verdient!“

„Ich bin kein Dieb!“, brachte ich gepresst heraus, doch er lachte nur dunkel und trat meinen Rucksack quer durch den Flugzeuginnenraum außer Reichweite.

„Und was ist das?“, fragte er und fasste in meine Hosentasche, die so abgetragen war, dass ich seine Hand auf meinem Oberschenkel fühlen konnte, als wäre kein Stoff zwischen uns.

Seine Finger verharteten kurz an meiner Leiste, als wolle er meine Körperwärme spüren, doch dann zog er das kleine, goldene Feuerzeug heraus, das meinem Vater gehört hatte.

„Gib das her!“, schrie ich. „Das ist meins!“

„Dann weißt du jetzt mal, wie es sich anfühlt, bestohlen zu werden!“, zischte er rau an meinem Ohr und sein Oberkörper presste sich schmerzhaft gegen meine verrenkten Arme.

„Du tust mir weh!“, fauchte ich wütend, doch er ignorierte meinen Protest.

„Selbst schuld. So etwas passiert, wenn man sich herumtreibt, wo man nichts verloren hat“, erwiderte er gleichgültig, woraufhin ich meinen Kopf zur Seite wandte, um in dem

schwachen Dämmerlicht zu erkennen, mit wem ich es zu tun hatte.

Der Druck auf meine verdrehten Oberarme verstärkte sich, als er mich an den Schultern packte und an seinen Oberkörper zog.

„Flüchten ist zwecklos, versuch’s also gar nicht erst“, flüsterte er gegen meine Wange und eine Gänsehaut breitete sich über meinem Körper aus.

Mein Blick fiel auf die kräftigen Finger, die meine Schultern umklammerten und ich sah, dass seine Haut dunkel war.

Scheiße. Ich war einem Vagabunden in die Arme gelaufen – und ich hatte niemandem gesagt, wohin ich gehen wollte!

Ein Kloß bildete sich in meinem Hals. Doch bevor ich irgendwie handeln konnte, hatte er meine Taille gepackt und mich herumgedreht. Eine helle Lampe leuchtete mir ins Gesicht.

Lieber Himmel war er groß – und durchtrainiert! Ein richtiger Kämpfer, schlussfolgerte ich. Jemand, mit dem man sich auf keinen Fall anlegen sollte, wenn man ein kleiner, schwächerer Niemand war – so wie ich.

Verdammter Mist!

Mein Blick wanderte über die schwarze, abgetragene Lederjacke, fadenscheinige Jeans über Motorradstiefeln, die auch schon bessere Zeiten gesehen hatten und dann weiter nach oben. Unter der Lederjacke trug er ein am Ausschnitt ausgeleiertes Band-T-Shirt, das einen muskulösen, dunklen Hals freilegte, um den ein Lederband mit einem silbernen Anhänger geschlungen war.

Aus Angst, wer mich von dort ansehen würde, traute ich mich kaum, weiter hoch zu schauen.

Doch dann griff seine raue Hand nach meinem Kinn und hob es an, so dass ich ihm unweigerlich ins Gesicht blicken musste.

Seine Augen waren grün und hatten lange Wimpern, was zu seinem Mocca-Hautton passte. Die Nase war platt und sah so aus, als ob sie schon einmal gebrochen gewesen wäre. Sie thronte über einem eckigen Kinn und ebenfalls eckigen Wan-

genknochen, über die sich ein leichter Bartschatten rankte. Aber den größten Kontrast bildeten seine blond gefärbten und in einen Irokesenschnitt frisierten Haare, deren gelb-oranger Farbton sich stark von den restlichen dunklen Haaren seines Schädels abhob, die abrasiert waren.

Ich schluckte.

Er war kein Vagabund – er war ein *Rebell!*

Ich kannte seine Leute aus den Erzählungen meines Vaters und ich wusste, zu was sie fähig waren.

Mein Herz begann, überlaut zu klopfen, und er musste meine Schlussfolgerung in meinen Augen gelesen haben, denn sein finsterer Gesichtsausdruck löste sich auf und mit einem Mal fühlte ich mich wie ein wehrloses Tier, das in das Areal eines Pumas eingedrungen war.

Die Ecke des Regals bohrte sich unangenehm in meine gefesselten Hände und meinen Rücken, als sein Gesicht mit den Raubtieraugen sich meinem noch weiter näherte.

„Name?“, verlangte er zu wissen und sein Atem streifte mich, sodass ich mich noch enger an das Regal drückte.

Da ich nichts sagte, packte seine Hand kurzerhand meinen Nacken und riss mich in seine Richtung.

„Ich habe dich etwas gefragt“, zischte er und ich überlegte, ob er mir wohl einhändig das Genick brechen konnte.

„Was immer du gerade denkst, die Antwort lautet: ja“, murmelte er dunkel und ich bemerkte, dass meine Hände hinter mir zu zittern begonnen hatten.

„Evaine“, krächzte ich, doch offenbar hatte ich so leise gesprochen, dass er mich nicht verstanden hatte.

„Was hast du gesagt?“, fragte er ungeduldig und trat so nah an mich heran, dass unsere Oberkörper sich beinahe berührten. Seine Hand griff in mein Haar.

„Evaine“, versuchte ich es etwas lauter und ärgerte mich, dass er meinen Kopf an meinen Rastazöpfen gepackt hatte und ihn nach hinten bog.

„Es würde enorm helfen, wenn du mir nicht den Hals brichst“, hörte ich mich schreien, woraufhin er sofort von mir abließ.

„Evaine und weiter?“, setzte er nach.

„Everest.“

Seine Haltung veränderte sich schlagartig.

„Ist Flynn Everest dein Vater?“, fragte er mit einem Knurren in der Stimme, das mir ganz und gar nicht gefiel.

„War“, verbesserte ich ihn deshalb. „Er ist tot.“

Abrupt ließ er mich los und entfernte sich einen Schritt von mir. Dann erklärte er überraschend: „Ich bin Rylee.“

„Rylee-und-weiter?“, erwiderte ich zickig und massierte meinen schmerzenden Hals, während unsere Augen sich aneinander festfraßen.

„Flynns Tochter kennt Rylee nicht?“, fragte er schließlich betont ruhig, doch seine Augen ließen mich keine Sekunde lang los.

Er war auf der Hut. Weshalb?

Ich stellte nun wirklich keine Bedrohung für einen wie ihn dar!

„Muss man dich kennen?“, provozierte ich ihn deshalb absichtlich und spürte, dass mein Mundwinkel sich gegen meinen Willen hob.

Seine Augen waren dunkel und unlesbar. „Wäre wohl besser für dich“, murmelte er.

„Du bist ein Rebell!“, zischte ich und spuckte vor ihm aus.

„Ein Geächteter. Vor einem wie dir kann man keinen Respekt haben, denn ihr habt keine Ehre.“

„Und das sagt eine Diebin“, meinte er und lachte hart.

„Weißt du überhaupt, wer dein Vater war? Wäre es dir bekannt, würdest du über den Begriff ‚Ehre‘ anders denken!“ Seine Augen blitzten.

„Du hast kein Recht, mich hier festzuhalten!“, fauchte ich erbost und riss an den Fesseln.

„Ich habe alles Recht der Welt“, erklärte er ruhig. „Das hier ist mein Flugzeug und du hast versucht, mich zu bestehlen. Sei

froh, dass ich dich in der Dunkelheit nicht erschossen habe, weil ich nicht sofort gesehen habe, dass du nur ein Kind bist.“

„Ich bin kein Kind!“, fuhr ich ihn an. „Ich bin sechzehn!“

Sein unverschämter Blick fiel auf meinen Armeeparka, der sich vorne leicht wölbte, als versuche er, zu erkennen, was darunter sei und dann verzog sich sein markanter Mund zu einem fiesem Lächeln.

„Ich hätte dich für zwölf gehalten – nachdem ich gemerkt habe, dass du kein Junge bist, Evaine Everest.“

In diesem Moment hasste ich ihn. Soviel älter als ich konnte er gar nicht sein – vielleicht vier, fünf Jahre. Er grinste hinterhältig, zog ein Klappmesser aus der Tasche seiner Lederjacke und ließ es vor mir aufschnappen. Ich zuckte zurück und sein Grinsen wurde breiter.

Mit einer raubtierartigen Bewegung reduzierte er den Abstand zwischen uns, drehte mich herum und schnitt mir die Fesseln auf. „Ich sagte doch: ein Kind. Eine Frau hätte nicht mal gezuckt.“

Wären meine Arme nicht halb taub gewesen, hätte ich ihn erwürgt. So konnte ich nur einen halbherzigen Versuch machen, ihn von mir zu stoßen, doch meine Arme gehorchten mir nicht.

Rylee lachte herzlich und sagte dann: „Flüchten ist zwecklos, Bambi. Du kannst dich darauf verlassen, dass ich nicht nur schneller bin als du, sondern mich auch hier im Wald wesentlich besser auskenne. Zudem weiß ich, wo die Minensperren liegen. Also lass es bleiben.“

„Ich heiße Evaine!“, erwiderte ich gepresst und sah ihn aus zusammengekniffenen Augen an.

„Trotzdem nenne ich dich lieber Bambi. Genau wie Bambi hast du zwar lange Beine, aber ansonsten bist du flach wie ein Brett.“

Mein Gesicht musste knallrot angelaufen sein, denn er lachte, bis ihm die Tränen kamen.

Und ich? Ich hasste ihn.

Welche Sechzehnjährige wurde schon gern mit einem Brett verglichen – auf beiden Seiten. Außerdem stimmte es nicht. Ich hatte sehr wohl Kurven – aber eben keine ausgeprägten, was sehr gut daran liegen konnte, dass wir wenig zu essen hatten.

„Ich gehe jetzt“, kündigte ich an. „Meine Familie wird gleich einen Suchtrupp losschicken, wenn ich nicht bald zu Hause bin.“

„Blödsinn“, antwortete er. „Niemand weiß, wo du bist. Ich kenne Kids wie dich. Ihr lebt alleine und schlagt euch so durch.“

„Mein kleiner Bruder braucht etwas zum Essen“, meinte ich verzweifelt und seine Augen glitten forschend über mein Gesicht. „Ich sage die Wahrheit!“, bekräftigte ich nochmals. „Er ist zwölf. Er darf nicht nachts ohne Begleitung in unserem Unterschlupf bleiben.“

„Du kannst jetzt nicht mehr heimgehen“, stellte der Rebell klar. „Schau mal hinaus.“ Er ging hinüber zu der Wolldecke und hob sie an.

Der Trümmerwald dahinter lag in völliger Dunkelheit und ich erschrak.

„Zumindest heute Nacht wirst du mir wohl oder übel Gesellschaft leisten müssen, Bambi.“ Rylees tiefe Stimme jagte mir Schauer über den Rücken. „In der Finsternis da draußen schaffst du es jedenfalls niemals heil nach Hause. Wo immer das ist.“

Mir gefror das Blut in den Adern. Das war nicht gut. Gar nicht gut.

„Da ich ein netter Mensch bin“, meinte Rylee, der hinter mich getreten war, „kannst du hier übernachten, Bambi. Allerdings habe ich eine Bedingung.“

Reglos starrte ich ihn über meine Schulter hinweg an.

„Du musst dich waschen. Du riechst nämlich nicht sehr angenehm, Kleine.“

Böse sah ich ihn an.

„Wann hast du das letzte Mal gebadet?“, fragte er und seine Augenbrauen bogen sich nach oben.

„Vorige Woche“, log ich, obwohl es schon länger her war.

Offensichtlich glaubte er mir nicht, denn seine Hand schnellte vor und packte meinen Arm. Im Vorbeigehen griff er etwas aus dem Regal und zerrte mich durch den Wald.

„Vorige Woche ist definitiv zu lange her“, schnauzte er mich an, als wäre ich schuld an der Situation in der Stadt.

„Was soll ich denn machen?“, fauchte ich zurück. „Wir leben nicht in einem Haus, der Fluss ist verseucht und ich ziehe mich ganz sicher nicht an einem der öffentlichen Brunnen aus!“

„Das ist auch besser so“, erwiderte er bissig. „Eine verhungerte kleine Krähe wie dich will kein Mann nackt sehen!“

Ich schlug seine Hand von meinem Arm, woraufhin er ruckartig in der Dunkelheit vor mir stehen blieb, so dass ich gegen ihn prallte.

Wie in Zeitlupe drehte er sich zu mir um. „Mach das nicht noch einmal, Bambi!“, zischte er drohend.

Unsere Blicke trafen sich und mir wurde heiß und kalt zugleich. Dann wandte er sich um und marschierte davon.

„Hier ist ein unverseuchter Tümpel. Geh baden und wasch dich ordentlich, denn sonst schwöre ich dir, dich eigenhändig ins Wasser zu werfen und dafür zu sorgen, dass du nur sauber wieder rauskommst. Und ich warne dich: Ich bin äußerst gründlich!“

Wütend sah ich ihn an und hoffte, er konnte in der Dunkelheit erkennen, dass ich ihn gerade mit Blicken tötete.

Rylee lachte humorlos auf und drückte mir eine Flasche mit Shampoo und eine mit flüssiger Seife in die Hand.

„Ich kann dir leider kein sauberes Handtuch anbieten, Prinzessin, aber dieses hier habe ich nur einmal heute Morgen benutzt, seit es das letzte Mal gewaschen wurde“, erklärte er und gab mir ein grobes Stück Stoff, das schon bessere Zeiten gesehen hatte. „Und jetzt zieh dich endlich aus, ich habe nicht die ganze Nacht lang Zeit.“

„Hau ab, ich kann alleine baden“, fuhr ich ihn an und hielt das Handtuch schützend vor mich.

„Und wer wäscht dann deine stinkenden Klamotten?“, zischte er. „Na los, du bist nicht die erste, die ich nackt sehe – und glaub mir, bei den anderen gab es mehr zu sehen!“

„Dreh dich um, Mistkerl!“, meckerte ich zurück und genervt kam er meiner Aufforderung nach.

„Meine Wäsche wasche ich selber“, sagte ich säuerlich und er zuckte mit den Achseln.

„Wie du willst. Ich muss nochmal weg. Auf dem Weg zum Flugzeug gibt es keine Minen, dafür habe ich selbst gesorgt. Du kannst also getrost ohne mich zurückgehen und dir etwas von meinen Sachen anziehen. Ich lege dir was auf die Matratze. Und mach uns eine Dose Suppe warm. Der Dosenöffner liegt im Regal, ein Topf steht auf dem Herd. Falls ich nachher noch nicht zurück bin, warte nicht auf mich. Es kann später werden.“

Ich war halb im kalten Wasser, als er sich wieder herumdrehte.

„Gute Nacht, Bambi“, rief er, bevor er mir eine Kusshand zuwarf und in der Dunkelheit verschwand.



Es dauerte eine ganze Weile, mein filziges Haar und die speckige Kleidung zu waschen und als ich nur in das Handtuch gehüllt zum Flugzeugwrack zurückkehrte, war es bereits spät.

Meine Kleider hängte ich zum Trocknen in einen Baum, dann kletterte ich ins Flugzeug, zog meine Stiefel aus und sah nach, was er mir zum Anziehen geliehen hatte. Kurzerhand schlüpfte ich in das viel zu große, ausgeleierte T-Shirt und eine Boxershorts. Man musste in dieser Welt nehmen, was man bekommen konnte.

Skrupellos machte ich mir im Schein einer Öllampe zwei ganze Dosen Erbsensuppe auf dem Kohleofen warm, die ich komplett allein vertilgte und schlüpfte dann unter seine Wolldecken.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich zum ersten Mal seit Wochen richtig tief einschlief und gar nicht mitbekam, dass Rylee zurückkehrte. Ziemlich dumm von mir, wenn ich ehrlich bin. Man sollte seinem Feind nie eine schwache Seite bieten.

Doch Rylee nutzte meinen Tiefschlaf nicht aus und ich spürte nur im Unterbewusstsein, wie er neben mich rutschte und mich ein wenig zur Seite schob, um überhaupt Platz auf der Matratze zu finden.



Als ich im Morgengrauen erwachte, so wie ich es jeden Tag tat, wusste ich zunächst nicht, wo ich war. Dann fiel mein Blick auf eine im rötlichen Licht des Sonnenaufgangs wie gemeißelt wirkende Brust, auf der mein Kopf lag.

Rylees Gesicht war von mir abgewandt. Voller Panik begann mein Herz schneller zu klopfen.

Ich musste gehen und wenn ich mich beeilte, konnte ich vielleicht sogar die Konservendosen stehlen, die ich gestern ausgewählt hatte. Als ich versuchte, mich zu bewegen, registrierte ich, dass sein Arm um meine Taille geschlungen war und er mich eng an seine Brust drückte.

Verdammter Mist! Hoffentlich schlief er fest genug!

Ich schob den Arm von mir herunter, doch das führte nur dazu, dass er im Schlaf murmelte, sich herum rollte und auch noch den anderen Arm um mich legte.

Sein Bein lag plötzlich über meiner Hüfte, so dass ich mich gar nicht mehr bewegen konnte.

Na toll. Je mehr ich versuchte, mich zu befreien, desto enger hielt er mich fest. Wäre er wach gewesen, hätte ich ihm die pure Absicht unterstellt. Doch nicht einmal ein Kniff in den Arm weckte ihn.



Als er sich schließlich bequemte, aufzuwachen, fühlte ich mich platt gequetscht wie eine Flunder und meine Laune war denkbar schlecht.

„Na, Bambi“, begrüßte er mich mit vom Schlaf rauer Stimme. „Wolltest du mit mir kuscheln? Du hättest gestern Nacht nur etwas sagen müssen. Ich hätte deinem Vergnügen schon nicht im Weg gestanden.“

„Du liegst auf mir, nicht umgekehrt“, informierte ich ihn gepresst. „Und jetzt wäre ich dir dankbar, wenn du endlich aufstehen würdest, damit ich nachsehen kann, welche Knochen du mir gebrochen hast.“

Provozierend langsam rollte er sich von mir herunter, doch auf diesen Moment hatte ich nur gewartet! Ich rammte mein Knie mit voller Wucht nach oben und sprang auf, als er vor mir auf der Matratze zusammensackte und stöhnend seine Kronjuwelen hielt.

Eilig stieg ich in meine Stiefel, die sowieso keine nennenswerten Schnürsenkel mehr hatten, packte den Rucksack und sprang aus dem Flugzeugwrack. Im Vorbeilaufen riss ich meine Cargohose, mein Shirt und meinen immer noch feuchten Parka von den Zweigen und dann rannte ich und hoffte, dass in dieser Richtung kein Minenfeld lag.

„Evaine!“, schrie Rylee hinter mir her. „Komm zurück! Dahinten ist eine Minensperre! Evaine! Halt verdammt nochmal an!“

Er hatte mich ja gewarnt, dass er schnell war, aber dass er so schnell sein konnte, hätte ich nicht für möglich gehalten – zumal ich angenommen hatte, ihn für die nächsten Minuten außer Gefecht gesetzt zu haben.

Er holte mich ein und der Schwung seines Sprungs warf uns beide um, sodass wir aufeinander in einem Haufen Herbstlaub zu liegen kamen – direkt vor einer im Boden steckenden Reihe APMs.

„Gottverdammt!“, brüllte Rylee und presste mich mit seinem gesamten Gewicht in den Laubhaufen. „Ich dachte, du wärst

smart! Das war eine wirklich dämliche Aktion, Evaine! Ist mit dir alles in Ordnung?“

Seine Hände fuhren wie automatisch über meinen Körper – offenbar, um nach Verletzungen zu suchen – und mir wurde heiß und kalt.

„Geh runter von mir, du Idiot!“, zischte ich deshalb. „Du bist nicht gerade ein Fliegengewicht. Ich komme mir vor, als wäre der Kühlturm eines Atomkraftwerks auf mich drauf gefallen!“

Schwerfällig erhob er sich von mir und half mir auf. Als ich mich zu ihm umdrehte, sah ich, dass er nur Boxershorts trug – sonst nichts. Sein Oberkörper war mit Tätowierungen bedeckt.

Ich schluckte nervös, woraufhin er zu grinsen begann.

„Du hast da was“, murmelte er und zog ein rotgefärbtes Blatt aus meinem Haar, was mich dazu brachte, schnell einen Schritt zur Seite zu machen.

„Halt Abstand von den Sprengkörpern“, meinte er, griff mich am Arm und zerrte meinen widerstrebenden Körper in Richtung Flugzeug.

„Ich hätte dir schon ein paar Konservendosen mitgegeben“, fuhr er ein paar Minuten später fort. „Es gab keinen Grund, sie stehlen zu wollen. Komm jetzt mit ins Flugzeug und zieh dich erst einmal an. – Wolltest du deine Unterwäsche eigentlich als Erinnerung hier hängenlassen und dafür meine klauen?“

„Ich dachte, ich lasse sie da, um dir zu beweisen, dass ich durchaus einen Busen habe“, maulte ich ihn an, folgte ihm aber trotzdem zurück zum Flugzeug.

Als ich Anstalten machte hineinzuklettern, fasste er mich um die Taille und hob mich kurzerhand hoch.

Er wartete draußen, während ich mich anzog. Die Minuten, die ich alleine war, nutzte ich, um sein Flugzeug nach meinem Feuerzeug zu durchsuchen, konnte es aber nirgends finden. Deshalb packte ich ohne nachzudenken sein Klappmesser, das auf dem Herd lag, in meine Jackentasche und sprang dann aus dem Flieger.

Rylee hatte sich ebenfalls angezogen und ich sah, dass unter dem Flugzeug ein paar Holzkisten standen, die interessant aussahen.

„Die sind leer, mach dir also keine Hoffnungen. Ich begleite dich nach Hause“, sagte er emotionslos und mir war klar, dass Widerstand zwecklos sein würde.

Wortlos gingen wir nebeneinander her durch den Wald in Richtung der zerstörten Stadt.

Erhältlich auf [Amazon.de](https://www.amazon.de)